

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Oldenburgische Blätter. 1817-1848 22 (1838)

51 (18.12.1838)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-791552](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-791552)

Oldenburgische Blätter.

№ 51. Dienstag, den 18. December. 1838.

Sollte es sich nicht empfehlen, die Rechtswohlthat der Erben wegen Erbittung einer Deliberationsfrist aufzuheben oder zum wenigsten die Dauer dieser Frist zu beschränken?

Durch das neuere römische Recht sind die Erben durch die Rechtswohlthat des Inventars vollkommen dagegen gesichert, daß sie die Schuldner der Erbschaftsmasse nicht mit ihrem eigenen Vermögen nach Maßgabe der Größe ihrer Erbportion zu decken brauchen, und können dieselben während der zur vollständigen Errichtung des Inventars über den Nachlaß des Erblassers bestimmten Frist von 90 Tagen, wenn nämlich der größte Theil der Erbschaftsachen in dem Wohnort der Erben befindlich ist, sonst aber von spätestens einem Jahre nach erhaltener Nachricht vom Anfall der Erbschaft, durch keine Forderung abseiten der Erbschaftsgläubiger oder Legaten belästigt werden.

Es scheint daher durch Verleihung dieser Rechtswohlthat die nach dem älteren römischen Rechte dem Erben, um die Zuträglichkeit der Erbschafts-Antretung in Ueberlegung zu nehmen, für den Fall, daß er von den Erbschaftsgläubigern oder Legataren gedrängt wurde sich wegen Annahme der Erbschaft zu erklären, gestattete Befugniß, sich eine Deliberationsfrist zu erbitten, welche nach neuerem

Recht vom Richter auf 9 Monate und vom Regenten auf 1 Jahr ertheilt werden kann, überflüssig geworden zu seyn, wie denn solche nach L. 22. §. 13. Cod. de jure deliberandi nur aus Rücksicht auf eine damals noch herrschende Vorliebe für jene ältere Rechtswohlthat, nicht aber, weil der Gesetzgeber deren Nutzen neben der verliehenen Rechtswohlthat des Inventars anerkannt hätte, beybehalten worden ist.

Es wird deshalb auch von der Befugniß, sich eine Deliberationsfrist zu erbitten, selten mehr Gebrauch gemacht.

Wo dies aber noch geschieht, liegt selten der Fall vor, daß es wirklich zweifelhaft wäre, ob eine Erbschaftsmasse überschuldet und deshalb nur vorsichtshalber eine nähere Untersuchung über deren Solvenz wünschenswerth wäre, sondern wird gewöhnlich dadurch ein Vortheil zum Nachtheil der Erbschaftsgläubiger erstrebt, namentlich um der Wittve den Mißbrauch eines überschuldeten Nachlasses möglichst lange zu erhalten.

Die Gläubiger können es zwar verhindern, daß während der Deliberationsfrist die



Reventen des überschuldeten Nachlasses von der überlebenden Wittve, welche den Nießbrauch des Nachlasses hat, gezogen werden, da sie auf Bestellung eines Curators der ruhenden Erbschaftsmasse antragen können.

Diese Bestellung eines curator hereditatis jacentis findet aber oft Schwierigkeit und erfolgt erst nachdem die Erbschaftsmasse schon längere Zeit ohne rechtliches Subject gewesen ist.

Es scheint daher, daß für den Gesetzgeber triftige Gründe vorhanden sind, die Deliberationsfrist der Erben, welche seit Einführung der Rechtswohlthat des Inventars zur Sicherheit dieser nicht ferner erforderlich

ist, dagegen den Erbschaftsgläubigern leicht zum Nachtheil gereichen kann, aufzuheben.

Jedenfalls aber mögte sich eine Beschränkung der Dauer der Deliberationsfrist der Gesetzgebung empfehlen, etwa dahin wie dies im preussischen Landrecht geschehen ist, wofelbst Theil I. Tit. 9. Abschn. 8. §. 383. flg. bestimmt ist, daß jedem, dem eine Erbschaft anheim gefallen ist, zur Erklärung, ob er dieselbe übernehmen oder ihr entsagen wolle, eine Frist von Sechs Wochen nach erlangter Wissenschaft und, wenn der Aufenthalt des Erben über 40 Meilen von dem letzten Wohnorte des Erblassers entfernt ist, eine dreymonatliche Frist verstattet sey.

Noch ein Wort über die s. g. Mäßigkeits-Bereine *).

Ein behagliches Gefühl ist es doch, was man geschrieben hat, gedruckt zu sehen. So ging es auch mir; und der Gedanke, alle Leser der Ob. Bl. werden meinen Aufsatz über die Mäßigkeitsfrage ansehen, hätte mich bald eitel gemacht. Allein man hat mich gelehrt, mäßiglich von sich zu halten, und mir gesagt, daß Vieles gedruckt wird, was recht gut ad acta gelegt werden könnte. Wie ich nun vollends die Antwort in N^o 35. bis 37. der Bl. las, da dachte ich, du hättest es lieber Andern überlassen sollen, über diesen Gegenstand ihre Gedanken mitzutheilen. Ich ging zum Pastoren, welcher mir sagte: »Andere hätten vielleicht auch wohl Geschick dazu gehabt; allein da meine Absicht redlich sey, so möchte mir das keinen Kummer ma-

chen; es handle sich zudem ja nur um ein das Beste herbeizuführendes Resultat.« Der Mann mag wohl Recht haben, sprach ich zu mir, und ich verschwieg, was ich sagen wollte. Ich wollte nämlich sagen: »den Mitgliedern des Vereins ist es erlaubt, Madeira, Portwein, Malaga und Bischof zu trinken, welche Getränke im hohen Grade spirituos sind — der Bischof hat sogar destillirte Bestandtheile — und Pudding, welcher durch brennenden Rum vergeistigt wird, zu essen.« Ich konnte aber erwarten, daß er mir Manches würde erwiedert haben, als: »das Essen ist kein Trinken u. s. w.« Wenn ich ihm dann gesagt hätte, daß der Branntwein, als Kälteschaale genossen, auch kein Trinken zu nennen sey, so würde er vielleicht geantwortet

*. Dieser Aufsatz war schon eingesandt, ehe die Antwort des Verfassers des ersten Fragments über die Mäßigkeits-Frage an den Verf. des zweyten in N^o 46. flg. dies. Bl. abgedruckt wurde.

haben: »Niemand dürfe das Gesetz umgehen,«
wiewohl ich, gefragt, dasselbe hätte antwor-
ten können.

Ich will glauben, daß viele Mitglieder
des Mäßigkeits-Vereins ihre Leiber zum Opfer
begeben und einem unmäßigen Leben entsagt
haben; ich will gerne zugeben, daß der Ver-
ein, so unvollkommen er auch seiner Einrich-
tung und Tendenz nach seyn mag, hie und
da die Bahn zum Bessern gebrochen und
manche Total-Säufer in Partial-Säufer ver-
wandelt oder gänzlich kurirt hat. Allein das
kann ich nicht gut heißen, daß man auf hal-
bem Wege stehen bleibt. Es ist Sache der
Mitglieder des Vereins, zu beweisen, daß sie
das Auge, welches ärgert, ausreißen, und
den Fuß, welcher ärgert, abhauen können.
Sie sollen in der Bekämpfung der Genuß-
sucht sich kräftiger und freyer zeigen. Das
Beispiel, welches mir ein Mann giebt, der,
wenn's darauf ankommt, Wein und Brannt-
wein, was seine Seele lieb hatte, fahren läßt,
zieht mich mehr an, als das Beispiel dessen,
der, dem Branntwein entsagend, dem Weine
zuspricht, und ihm vielleicht noch stärker zu-
spricht, als vorher, wo er noch nebenher
Branntwein trank. Es ist freylich sehr be-
quem und erquicklich, bey einem guten Glase
Wein die Branntweinsfeuche zu verdammen;
allein das Bequeme und Erquickliche ist nicht
immer das Bessere. Ueberdies wird der Ta-
geloßner den für ihn theuren Wein schwerlich
trinken; trinkt der Wohlhabende ihn auch
nicht, dann wird der Verein, was er seyn
und werden soll.

Ich höre vielleicht die Einrede: »Allzu
scharf macht schartig« und: »Man muß sich
etwas in die Zeit schießen.« Allein es ist
nicht schwer, hierauf zu antworten. — Eine
Halbheit im Handeln mag freylich Vielen

zufügen; doch dem, welcher nach dem Voll-
kommenen ringt, sagt sie nicht zu. Ich mag
ein Sonderling, ein Narr den Menschen er-
scheinen, wenn ich gegen alle Sitte und Ge-
wohnheit, wie ein Diogenes, Wasser trinke,
oder, wie die nordamerikanischen Mäßigkeits-
Freunde, Kaffee und Thee; ich mag für's
Erste durch ein solches Verfahren wenige Nach-
ahmer gewinnen; indeß meine Stellung, mein
Reden, mein Mahnen und Reizen, überhaupt
mein ganzes consequentes Handeln wird sei-
nes Eindrucks nicht verfehlen. Und was wird
auch dadurch gewonnen, wenn ich dem Brannt-
wein entsage, und doch andern geistigen Ge-
tränken, welche mir wohlschmecken, den Mund
nicht verschließe? Dasselbe, was zuerst in
Nordamerika gewonnen wurde: die Brannt-
weinsbekämpfer blieben Weinhelden; und der
Verein, welcher schon im Zunehmen war,
hätte bald an manchen Orten das letzte Mond-
viertel gesehen, wenn nicht zeitig genug zur
Abwehr gegriffen wäre. Da wurde die Re-
gel, keinen Wein zu trinken« — besonders
geschah dies im Staate New-York — fest-
gestellt. Die Leute wollten etwas Consequen-
tes durchführen, und sie thaten's. Des Ge-
schreys, des Lächerlichmachens, des Bspöt-
telns kein Ende; aber der ganze Unfegen,
welchen das Sausen, sey es im Branntwein
oder in Wein, anrichten kann, wurde mit
ächtem Freyheitsfinn abgewehrt. Criftiren
nur noch hie und da in den Freystaaten
Vereine, welche sich nur zur Aufgabe machen,
den Branntwein zu verabscheuen, so erreichen
diese weder den Umfang noch die Würde de-
rer, welche alle Spirituosa verbannen.

Aber ist in Deutschland Aehnliches mög-
lich zu machen? Sehen die Männer von
Bremerlehe, Butjadingen, Oldenburg, Bre-
men und wo sie wohnen mögen, nicht ein,



daß ein solcher Verein dem Geiste der Zeit widerspricht? Doch wird kaum diese Frage aufgeworfen werden können. Denn der Zeitgeist ist nicht immer der Geist des Guten.

— was man so den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
Darin die Zeiten sich bespiegeln.

Der Zeitgeist führt allerdings ein gewaltiges Regiment. Oft ist er ein Modegeist, wenn ich etwa im Oldenburgischen Mäßigkeits-Vereine mein gutes Glas Wein trinke, und es Gebrauch wird, beim Glase Wein das Heil der an der Branntweinsucht Laborenden zu berathen. Oft ist er ein Plagegeist, wenn man mich auf alle Weise für den Verein anzuwerben sucht. Oft ist er geradezu ein Ungeist, wenn er mich zur Halbheit zwingen will. Die Zeit drückt immer etwas Vergänglichendes, Vorübergehendes aus; und ich muß daher auf meiner Hut seyn, wenn der Zeitgeist mich packen will, ob er mich packen darf. Entsprechen nun die deutschen Mäßigkeits-Vereine dem aus der neuen Welt vorgeführten Ideale nicht, oder wollen die Deutschen weniger seyn, als die Nordamerikaner, und berufen sie sich auf den Zeitgeist, und nebenher auf die reichen Weinlande, und zu allerletzt auf ihre Weinkunst: so weiß ich am Ende nicht mehr, über wen eher der Stab gebrochen werden soll, über den Branntweinsäufer oder den Weinsäufer. Es ist allerdings ausgemacht, daß der Branntwein, in zu großen Quantitäten genossen, verderblicher wirkt, und also schädlicher ist, als der in gleichen Quantitäten genossene Wein. Allein folgenden Satz wird Niemand umstoßen können: »In zu großer Menge genommen schaden beyde.« Hebe ich nun das Schädliche hervor, so sollten doch, meine ich, die Einsichtsvollern, welche in der Regel Wein

zu trinken pflegen, die geringere Species von Schädlichkeit eben so sehr verabscheuen, als die Branntweintrinker die größere Species verabscheuen sollen. Je mehr Einsicht ich habe, desto mehr soll ich mich auch nach Kräften des Schädlichen entschlagen. Will man aber sagen, daß mäßig genossen der Wein nicht schade, so läßt sich auch ein Aehnliches vom Branntwein sagen, und man kommt mit der Sache nichts weiter. Denn dem gewöhnlichen Argument, daß Leute, welche 80 Jahre bey einem mäßigen Branntweinsgenuße alt geworden sind, noch viel älter hätten werden können, wenn sie gar keinen getrunken hätten, läßt sich sehr gut ein andres, welches von Weintrinkern handelt, entgegenstellen; und wo findet man auch Weintrinker, welche über 80 Jahre alt geworden sind.

Die Mitglieder des sog. Mäßigkeits-Vereins, welche den Wein nicht gänzlich verwerfen wollen, können leicht sagen, daß im Genuße die Schranken der Mäßigkeit nicht überschritten werden dürfen, werden aber schwerlich bestimmen wollen, wann die Schranken der Mäßigkeit aufhören. Ich habe ein sehr geachtetes Mitglied des Vereins vom Weine berauscht gefunden; man suchte mich aber zu bereden, daß der Rausch weder bedeutend noch schädlich sey. Ich habe andere Mitglieder des Vereins gesehen, welche tapfer Wein tranken, und dem Rausche nahe waren, aber sich doch noch so zu halten wußten, daß sie nicht förmlich berauscht wurden: was sollte ich dagegen sagen, wenn Andere diesen Weingenuß für mäßig erklärten? Liebetrut berechnet, auf die Auctorität kundiger Männer sich stützend, den gewöhnlichen Branntwein, welchen der gemeine Mann trinket, auf 30 Gr. Alkohol; viel weniger Gr. haben auch die feurigen und starken Weine nicht, einige haben noch mehr.

Man weiß, daß viele Weinhandlungen die üble Kunst verstehen, die Weine zu verfälschen und über 30 Gr. Alkohol zu bringen, welche dann als gute Weine empfohlen und getrunken werden. Die Verfälschung wird leicht, sobald kein Branntwein mehr getrunken wird, zur Tagesordnung werden, da nun einmal das Spirituose nicht aufgegeben werden soll. Ein Mitglied des Vereins erklärte freylich den Wein für eine glücklichere Mischung, als den Branntwein; und wenn ich gleich das minder Schädliche des Weins einsehe, so dünken mich doch die erschlafften Gelbeutel, Leiber und Seelen der ächten Weintrinker, welche sich dieser glücklichen Mischung erfreuen, gar sonderbar.

In wie weit nun der Wein, welcher ein anerkannt gesundes und stärkendes Getränk seyn soll, nützt oder schadet, ist leicht einzusehen. Der, welcher den Wein bezahlen kann, will ihn nicht aufgeben, und giebt als Grund an, weil die Verwerfung desselben den Fortschritten der Vereine unendlich hinderlich seyn würde, verschweigt aber dabey, daß die Branntweinsäufer, um welcher willen der Mäßigkeits-Verein vorzugsweise gestiftet ist, weder Wein trinken noch wohl bezahlen können, verschweigt auch das dabey, daß er es nicht über sich vermag, dem Weine zu entsagen. Nun halte ich einen Verein, welcher auf Entsagung dringt und dessen Mitglieder sich doch den Wohlgeschmack der Zunge, die angenehme Wallung und die erquickliche Regung nicht wollen nehmen lassen, für etwas Unvollkommenes. Ein solcher Verein trägt den Vorwurf der Schwäche an der Stirn. Wird gesagt, daß die gänzliche Verwerfung des Weins den Fortschritten des Vereins hinderlich seyn würde, wiewohl Solches nicht in das Reich der Unmöglichkeit gehöre, so wird damit schon zu-

gestanden, daß ein Weg dazu denkbar sey und eingeschlagen werden könne, und ich gebe das nicht übel gewählte Motto zurück:

Der Mensch bedarf des Menschen sehr

Zu seinem großen Biele;

Nur in dem Ganzen wirkt er.

und streue mich, im Hinblick auf New-York

Hinzusetzen zu können:

Es gebe noch schöne Herzen,

Die für das Gute, Herrliche erglänzen.

Der Herr Verfasser des Aufsazes der

Bl. N^o 35.—37. über die sog. Mäßigkeits-

Vereine thut mir Unrecht, wenn er behauptet,

daß die Erklärung meines Nachbarn, des

Pastoren — es war davon die Rede, ob

der Confirmation durch den Beitritt zum

Vereine ihre Würde genommen werde — von

mir so angesehen sey, daß sie mich vom Bey-

tritt zum Vereine hätte abhalten müssen.

Ich habe gerade das Gegentheil gewollt, wie

jeder unbefangene Leser aus dem Aussage wird

ersehen haben; auch erschien mir das Wort

des Pastoren so sachgemäß, daß ich diesen

Augenblick noch nichts Besseres dafür gefun-

den habe.

Die Einwurfe, welche man dem Vereine

wegen der Respects-Verhältnisse und des mo-

ralischen Zwanges zu machen pflegt, habe ich

gleichfalls als nicht genügend beseitigt; und

wenn auch hin und wieder Respects-Verhält-

nisse und moralischer Zwang darunter lau-

fen, und dieses wird Niemand läugnen wol-

len, so sind doch diese Unzuträglichkeiten nicht

im Stande, gegen das Institut eine haltbare

Waffe zu führen. Auch gehört es nicht zu

den Seltenheiten, daß bald nach dem Re-

specte und dem moralischen Zwange die Ue-

berzeugung folgt. Doch was soll ich ein

Weiteres sagen, da ich in der Sache selbst

mit dem Herrn Verfasser einverstanden bin.



Welchen Namen man dem Vereine zu geben habe, ob Mäßigkeits- oder Enthaltens- oder Entfagungs-Verein, will ich ganz dahingestellt seyn lassen, ist auch als Wortstreit nicht von Bedeutung, und das, was der Herr Verfasser gesagt hat und ich gesagt habe, dem Leser zur Prüfung überlassen. Was unter dem Vereine zu verstehen ist, liegt ziemlich klar vor, mögen gleich die Statuten des Oldenburger- und des Bütjadinger-Vereins, in einigen nicht unwichtigen Punkten von einander abweichen.

Die gegen das unmäßige Weintrinken angeführten Bibelsprüche, welche aus dem Zusammenhange gerissen und beliebig angewandt seyn sollen, sind, man möge sie einzeln, oder mit den Capiteln, in welchen sie stehen, in Verbindung lesen, unumstößlich und treffen die Sache genau, was mir, so hoffe ich, jeder Theologe einräumen wird. Ich habe sogar bei jenen Sprüchen angeführt, daß auch gegen den Branntwein, wenn er früher bekannt gewesen wäre, gewaltige Worte wären gesprochen worden, und ich behaupte, daß sich sehr gut, wenn von Trunkenbolden, Säufern u. s. w. in der Bibel die Rede ist, gegen den Branntwein eifern läßt. Meine ganze

Deduction lief lediglich darauf hinaus: »der Branntwein soll verboten werden, und das Weintrinken erlaubt bleiben.« Nur den gewaltigen Contrast wollte ich nachweisen, da doch beyde, Branntwein und Wein, berauschede Getränke sind, und als Reiz- und Nauschmittel mit einander stehen und fallen. Von einem Vergnügen, welches sich der Wohlhabende fortan unnöthiger Weise versagen soll, kann gar nicht die Rede seyn, es müßte denn auch das Vergnügen, welches sich der Schnappstrinker zu versagen hat, Anwendung leiden. Ich weiß recht gut, daß der mäßige Genuß des Weins unter Umständen erlaubt ist. Sind die Umstände aber von der Art, daß ich durch das Weintrinken dem Mitmenschen, welchen ich ohne dasselbe für die gute Sache hätte gewinnen können, nicht gewinne, so muß der Geist willig seyn, wenn gleich das Fleisch schwach ist. Ob hienach die Hochzeit zu Cana (nicht Canaan, wie der Hr. Verf. angiebt) angezogen werden könne, auf welcher Jesus, welcher der Menschen wegen gern entbehrte, in einer ganz andern Absicht und zu einer Zeit erschien, wo man ein solches Opfer den Zeitumständen nach auch nicht zu bringen hatte, möchte ich denn doch recht sehr bezweifeln. (Der Beschluß folgt.)

Die Leipziger Schlacht, am fünfundzwanzigjährigen Gedächtnistage in der Gemeinde gefeyert von Bernhard Trentepohl, Pastor zu Zwischenahn. Oldenburg (Stalling) 1838.

Subelpredigt, zur Feyer des 27. November, des Tages, an welchem vor fünfundzwanzig Jahren der Durchlauchtigste, nunmehr in Gott ruhende Herzog Peter Friedrich Ludwig in Seine Staaten zurückkehrte, gehalten von Doctor Ernst Gottfried Adolph Böckel, Großherzogl. Oberhofprediger, Geheimen Kirchenrath und General-Superintendenten. Oldenburg (Stalling) 1838.

Es war einmal wieder Zeit, daß man der Leipziger Schlacht sich erinnerte, deren große Bedeutung allmählig in Vergessenheit zu gerathen schien, seit eine jüngere Generation die

Mehrzahl der Lebenden bildete, die nur vom Hörensagen den Druck kannte, von dem sie unser Vaterland befreiete, seit Manche es ihren Ansichten, ihren Plänen angemessen fanden, den hohen Werth der Güter in den Hintergrund zu stellen, die sie uns wieder errang. Wir gehören nicht zu denen, auf welche die Fabel von dem todtten Löwen angewendet wird, wir wollen uns nicht durch Schmähungen an dem rächen, den wir einst gefürchtet haben, aber wir lassen uns auch nicht blenden durch den Glanz des fernen Lichts, dessen Quelle wir als ein verzehrendes Feuer, dessen unreine Nahrungsstoffe wir in der Nähe erkannt haben. Wir können unsere Ansicht nicht besser aussprechen, als mit den Worten eines acht-deutschen Schriftstellers:

»Napoleon ist eine starke Menschennatur, keine erhabene; eine gewaltige, keine große; welches leicht verwechselt wird und dessen Unterschiede sich nahe begränzen. Zu den ungeheuren, von Mitwelt und Nachwelt angestaunten, Erfolgen ward seine Naturstärke und Gewalt unterstützt, durch eine vollständige Kenntniß des neueren Kriegswesens, besonders der Artillerie, und durch die eigenthümlichen, beyspiellofen Kräfte der französischen Revolution. Weder in jener, noch in diesen — man möchte denn bloße Todesverachtung dazu zählen — liegt Erhabenheit und Größe. Auch glaubte Bonaparte an keine von beyden, wohl aber an sich, und daß der Ruhm gewaltigen und starken Thaten folge. Um andere Menschen zu unterwerfen und für seine Zwecke zu gebrauchen, diente nebst dem Zwange der Kanonen und Revolutionen eine geschickte Benutzung der Umstände, Verhüllung des eigenen Willens, Ueberraschung schwächerer Naturen, Befriedi-

gung ihres Eigennuzes, pomphaste Rede. Dies Alles verstand der Mann mit Meisterschaft und ward dabey nicht gehehrt von Zweifeln über Recht und Unrecht, von weichem Mitleid, zarter Schonung oder frommer Scheu. Wer mit solchen Eigenschaften als wagender Spieler Alles gegen Alles setzt und die ersten Male gewinnt, gegen den spielt Keiner mehr, oder nur mit kleinen Summen und voll Angst und Zittern. So hat Napoleon gespielt, gewirkt, gedacht; vom Beginn seiner Laufbahn bis ans Ende.«

Aber, sagt man, Napoleon war ein Werkzeug in der Hand Gottes; viele Verbesserungen, deren wir jetzt uns erfreuen, würden nicht erschienen seyn, hätte er nicht so gewaltig Alles erschüttert, Vieles zerstört. Ja, ein Werkzeug in der Hand Gottes war er, wie Attila, der sich selbst die Geißel Gottes nannte, wie jeder böse und gute, jeder kleine und große Mensch, dessen Handlungen gute Folgen haben, denn die Weisheit Gottes lenkt, davon sind wir überzeugt, alle Ereignisse so, daß sie dem erhabenen Zwecke des Menschendaseyns zu Mitteln dienen müssen, aber soll ich darum dieses Werkzeug ehren oder gar lieben? Niemand verkennet die heilsamen Folgen eines Gewitters, aber nur der rohe Menschenverstand verehrt den Donner und Blitz als Gottheiten und lieben wird sie Niemand, am wenigsten der, dem der Blitz, wie einst unserm Luther, den Freund, den Bruder an der Seite erschlug.

Darum preisen wir Gott, daß er die Ruthe zerbrach, womit er uns gezüchtigt hatte, daß er das Werkzeug hinwarf, welches ausgedient hatte. Wir wollen nicht den rühmen, den der Herr verworfen hat, wir wollen in ihm ein großes Beispiel der Nich-



tigkeit aller Erdenmacht sehen die nicht von der Hand Gottes gehalten wird. Auch sind wir entfernt, Haß gegen das Volk zu predigen, das einst unter diesem Führer Europa überschwemmte und alle Völker als seine Beute ansah; aber darum dürfen wir doch wohl daran erinnern, daß dies Volk nicht erst durch Napoleon wurde, was es war; darum dürfen wir doch wohl der früheren Tüde gedenken, die es nach Deutschland gemacht hat, als es seinen angebornen Königen gehorchte und die Brandsackel in die Wohnungen des Bürgers und Landmanns in der Pfalz warf, oder später, als es seinen König auf das Blutgerüst gebracht hatte und nur mit dem Schwerdte in der Hand Freiheit und Gleichheit predigte; darum dürfen wir wohl hinweisen auf jene Sprecher desselben, die noch immer nur den Rhein als seine Gränze anerkennen wollen, auf die Sährungen in seinem Innern, die noch immer alle Bande der Ordnung zu sprengen drohen, auf die Politik, die den unruhigen Köpfen aller Völker einen Schutz gewährt, während sie die Vertreibung ihrer gefährlicher Menschen mit den Waffen in der Hand fordert. Darum dürfen wir wohl rufen: Vaterland, sey auf deiner Hut! Gedanke, was du gelitten, und was es gekostet, deine Freiheit wieder zu erlangen!

Nach dieser langen Abschweifung kommen wir auf die beyden Predigten zurück, die wir unsern Lesern anzeigen wollten, und die wohl eigentlich keine Anzeige mehr bedürfen, da sie hoffentlich schon überall verbreitet sind.

Herr Pastor Trentepohl hat Psalm 20, 7—9 zum Text seiner Predigt gewählt,

sein Thema ist: »Durch den Glauben hat Gott uns geholfen!« Sehet hier, das Wahrzeichen der großen Zeit; und die Bürgschaft einer glücklichen Zukunft. I. Erwäget, daß wir der Hilfe Gottes bedürften; daß Gott durch Hilfe den Glauben gewirkt; daß er durch den Glauben die Hilfe vollendet hat. II. In der Anerkennung dieses Wahrzeichens liegt denn auch die Anerkennung einer glücklichen Zukunft. Sie läßt uns die Güter, welche uns durch die denkwürdige Schlacht errungen und wiedergegeben sind, dankbar empfinden, gottgefällig anwenden, dauernd sichern.

Die Predigt des Herrn Doctor Böckel über 1. Timoth. 2, 1 2 betrachtet die Segnungen, welche unser Vaterland dem Tage verdankt, dessen Wiederkehr wir am 27. Nov. nach dem Ablauf eines Vierteljahrhunderts, begingen. Die Fremdherrschaft ist einer vaterländischen Regierung gewichen, die Willkühr einer gesetzlichen Ordnung, der Argwohn einem edlen Vertrauen, die Geistesclaverei einem glücklichen Fortschreiten, und die Gottesverachtung christlicher Religiosität.

Hoffentlich werden noch mehr an den bezeichneten beyden Festtagen gehaltene Predigten durch den Druck einem größeren Publikum zugänglich gemacht, und werden, so wie diese Feste die Erinnerung an eine schwere und wichtige Vergangenheit aufgefrischt haben, solche im Andenken unserer Mit- und Nachwelt erhalten, damit es nicht dieser an einem lebendigen Antriebe fehle, des vor 25 Jahren Wiedererrungenen sich zu freuen, es zu erhalten und zu vertheidigen, und Gott dafür zu preisen und zu danken.